



HORST BOSETZKY

Unterm Kirschbaum

Ein Theodor-Fontane-Krimi

Original

GMEINER



HORST BOSETZKY
Unterm Kirschbaum

AUF FONTANES SPUREN Hans-Jürgen Mannhardt, pensionierter Leiter der 12. Berliner Mordkommission und nebenamtlicher Dozent an der Fachhochschule für Verwaltung und Rechtspflege, besucht mit seinen Studenten die Justizvollzugsanstalt Tegel. Dort wird er von dem Häftling Karsten Klütz angesprochen, den man wegen Mordes zu einer langen Haftstrafe verurteilt hat. Mannhardt erkennt ihn wieder und erinnert sich dunkel an den Fall: Klütz war einmal ein prominenter Zweitliga-Fußballer. Er sei damals – 1998 – zu unrecht verurteilt worden, und bittet den Ex-Kommissar, dass er sich die Akten noch einmal vornehmen möge.

Mannhardt und sein Enkel Orlando, der gerade sein Jurastudium begonnen hat, machen sich auf die Suche nach der Wahrheit. Der Fall liegt zehn Jahre zurück und die Beweise waren erdrückend, doch dann liefert ihnen ausgerechnet Theodor Fontanes Roman »Unterm Birnbaum« einen entscheidenden Hinweis ...



Horst Bosetzky, geboren 1938, lebt in Berlin. Er ist emeritierter Professor für Soziologie und veröffentlichte neben wissenschaftlichen Beiträgen, Romanen, Drehbüchern und Hörspielen seit 1971 unter dem Pseudonym -ky zahlreiche, zum Teil verfilmte Kriminalromane. Für seine schriftstellerische Arbeit wurde er mehrfach ausgezeichnet: 1980 Preis für den besten deutschsprachigen Kriminalroman, 1988 Prix Mystère de la Critique für den besten ausländischen Kriminalroman in französischer Sprache, 1991 Kultur-Bär der BZ, 1992 Ehrengläuser des »Syndikats« für das Gesamtwerk und die Verdienste um den deutschsprachigen Kriminalroman, 1995 Berliner Krimi-Fuchs, 2005 Bundesverdienstkreuz. Nachdem -ky zu verschiedenen Gmeiner-Anthologien Kurzgeschichten beigetragen hat, erscheint jetzt mit »Unterm Kirschbaum« sein erster Kriminalroman im Gmeiner-Verlag.

HORST BOSETZKY

Unterm Kirschbaum

Kriminalroman

Original



GMEINER

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2009 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75/20 95-0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2009

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung / Korrekturen: Katja Ernst / Katja Ernst, Doreen Fröhlich
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von aboutpixel.de /
Eingeklemmt © chhmz
Druck: Fuldaer Verlagsanstalt, Fulda
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-1025-3

Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

I. TEIL

(2008)

1.

Geelhaar und Schulze Woytasch, schon von Amts wegen auf beßre Nerven gestellt, hatten inzwischen ihren Abstieg bewerkstelligt, während Kunicke, mit einem Licht in der Hand, von oben her in den Keller hineinleuchtete. Da es nicht viele Stufen waren, so konnt' er das Nächste bequem sehn: unten lag Hradschek, allem Anscheine nach tot, ein Grabscheit in der Hand, die zerbrochene Laterne daneben. Unser alter Anno-Dreizehner sah sich bei diesem Anblick seiner gewöhnlichen Gleichgültigkeit entrissen, erholte sich aber und kroch, unten angekommen, in Gemeinschaft mit Geelhaar und Woytasch auf die Stelle zu, wo hinter einem Lattenverschlage der Weinkeller war. Die Tür stand auf, etwas war aufgegraben, und man sah Arm und Hand eines hier Verscharreten. Alles andere war noch verdreckt. Aber freilich, was sichtbar war, war gerade genug, um alles Geschehen klarzulegen.

(Theodor Fontane, ›Unterm Birnbaum‹)

Seit er als Leiter der 12. Berliner Mordkommission pensioniert worden war, hätte Hansjürgen Mannhardt bis in die Puppen schlafen können, doch die innere Uhr ließ sich nicht so leicht umstellen, und so erwachte er auch an diesem Morgen pünktlich um 5.30 Uhr. Missmutig und müde wie immer. Die Botenstoffe, die Glücksgefühle auslösen sollten, schienen sein Gehirn für immer verlassen zu haben. Er lag da und wartete auf seinen Wadenkrampf. Auf den war Verlass. Da war er auch schon. Er war schmerzhafter als ein Schuss in die Wade. Mit einem leisen Aufschrei schwang sich Mannhardt aus dem Bett und suchte mit wild rudernden Armen

nach einem Halt. Schwer atmend lehnte er schließlich am Kleiderschrank. Das Blut pochte in den Schläfen. Er fragte sich, ob das ein Anzeichen für ein Aneurysma oder eine Gehirnblutung war. Auch der Brustkorb wurde ihm eng. Das deutete eher auf einen Herzinfarkt hin. Sein Elend lastete schwer auf ihm.

Heike stand in der Tür, die Gefährtin seines Lebens. »Ist dir nicht gut?«

»Doch. Aber ich habe nachts zweimal auf die Toilette gemusst – die Blase mal wieder.«

»Inkontinenz ist keine Krankheit, lass dir vom Osterhasen Windeln bringen.«

Mannhardt murmelte, dass sie lieber nicht in die Küche gehen solle, weil dort Messer herumlägen und die meisten Morde Beziehungstaten seien.

So leise er gesprochen hatte, es war ihr nicht entgangen. Schließlich war sie Journalistin.

»Wenn du mich mit dem Messer erledigen willst, dann bitte bald, eh du einen solchen Tatterich hast, dass du mein Herz nicht mehr triffst. Und schade um den neuen Küchenschrank. Wegen der Spritzer.«

Der allmorgendliche Kampf um den Platz im Bad begann. Heike, jetzt beim rbb festangestellt, musste ins Büro, Silvio, ihr gemeinsamer Sohn, ebenso dringend in die Schule. Dass er, Hansjürgen, noch dringender musste, interessierte keinen.

Er hämmerte gegen die Badezimmertür. »Wenn ich jetzt nicht auf die Toilette kann, pinkele ich vom Balkon!«

»Bitte zertrampele aber nicht wieder die Blumen dabei!«

Familie war etwas Herrliches. Die Wissenschaft hatte ja herausgefunden, dass man in ihrem Schoße viel älter wurde, als wenn man ein ödes Singledasein fristete.

Endlich saß er mit seinem Sohn am Frühstückstisch. Heike stand noch vor dem Spiegel.

»Papa, was machen wir an Ostern?«

»Zu Ostern!«, rief Mannhardt. »Wir sind hier in Berlin, und da heißt es zu Ostern und nicht an Ostern.« Wahrscheinlich hatte der Junge Lehrerinnen, die aus dem deutschen Süden oder Norden kamen und diese Unsitte mitgebracht hatten. Die sagten ja auch Samstag zu Sonnabend, Reibekuchen zu Kartoffelpuffern und Berliner zu Pfannkuchen. Das war doch abartig.

Ostern war zwar längst nicht so nervig wie Weihnachten, zumal Osterbäume noch nicht in Mode gekommen waren, und dennoch hatte Mannhardt auch unter diesem Fest erheblich zu leiden.

»Papa, warum fällt denn Ostern immer auf einen anderen Tag?«, fragte Silvio, der an sich Silvester hieß, dies aber als peinlich empfand.

Natürlich wusste Mannhardt die präzise Antwort nicht auf Anhieb und suchte Bedenkzeit zu gewinnen. »Wieso, es fällt doch immer auf einen Sonntag ...?«

»Aber der ist mal im März und mal im April ...«

»Das liegt am Mond.«

»Ah!« Silvio strahlte. »Ostern ist immer dann, wenn der Mond fast wie ein Ei aussieht.«

»Nein, aber ...« Wie sollte er im Lexikon oder im Internet nachsehen, ohne dass sein Sohn das merkte? »Ostern feiern wir Christen die Auferstehung Jesu Christi vom Tod und ...« Endlich hatte er es: »Der Ostersonntag ist immer der erste Sonntag nach dem ersten Vollmond im Frühling.«

»Hat Jesus als Kind auch schon Ostereier gesucht?«

»Nein, bei ihm zu Hause hatten sie weder Aldi noch Lidl, und Osterhasen gab es in Bethlehem auch nicht. Im Heiligen Land ist der Boden so hart von der dauernden Hitze, da können sie sich keine Höhlen bauen.«

Silvio gab es auf, die Welt verstehen zu wollen. »Mama hat

schon Ostereier gekauft, wollen wir die jetzt mal zur Probe verstecken?»

»Meinetwegen.« Das ersparte ihm, weitere Bildungslücken eingestehen zu müssen. Immerhin hatten sie noch zehn Minuten Zeit.

Beide waren gerade fertig mit dem Verstecken und wollten sich ans Suchen machen, da kam Heike ins Wohnzimmer.

Sie war einer Herzattacke nahe, als sie in die Küche kam und sich auf ihren Stuhl setzte, nicht ahnend, dass Silvio unter ihrem Kissen eines der ungekochten Eier versteckt hatte. Kaum hatte sie sich von diesem Schock erholt, berichtete ihr der Sohn, was er von seinem Vater gelernt hatte.

»Du, Mama, Jesus hat noch keine Ostereier gesucht, weil sie da noch keinen Aldi und keinen Lidl hatten und Osterhasen auch nicht, weil im heimlichen Land der Boden so hart ist, dass sie sich keine Grube bauen können.«

Heike fauchte Mannhardt an. »Was hast du denn dem Jungen da wieder für einen Unsinn erzählt? Und heimliches statt Heiliges Land! Wenn er das in der Schule wiedergibt, kriegt er doch 'ne Fünf.«

»Aber später ist er fein raus: Unsinn wiederzugeben, ist doch die beste Garantie für eine große Karriere in der Politik.«

»Mit dir kann man nicht diskutieren!«

»Das ist ja das Gute an mir.« Er stand auf. »Ich muss ins Gefängnis.«

»Pass bloß auf, dass sie dich nicht gleich dabehalten«, murmelte Heike.

»Mein Vater kommt in den Knast!« rief Silvio. »Cool.«

*

Mannhardt stand am Eingang zum U-Bahnhof Alt-Tegel und hatte Schwierigkeiten, sich zu entscheiden. »Schnell ent-

schlossen zögerte er, spottete Heike mehrfach am Tage. Aber es war auch schwer ... Bis zur JVA Tegel waren es nur zwei Stationen, und das Laufen hätte seinen Blutdruck gesenkt, aber die Berliner Straße führte durch eine langweilige Gegend, und Auspuffgase wie Feinstaub waren Gift für seine Lunge. Für die U-Bahn sprach, dass er in drei statt in dreißig Minuten sein Ziel erreichte, gegen sie die Gefahr, Zeuge eines Suizids zu werden. Sich vor die U-Bahn zu werfen, wurde bei Selbstmördern immer beliebter, denn wenn dann ein bis zwei Stunden lang kein Zug mehr fahren konnte, war es auch ein Stück Rache an der Gesellschaft, die an allem Schuld hatte.

Ewig hier zu stehen, war aber auch keine Lösung, und so kam er nach einigem Hin und Her mit sich überein, dass ein Kompromiss das Beste war: Halb laufen, halb fahren, und so legte er das Stück bis zum Bahnhof Borsigwerke, auf dem es immerhin noch ein paar hübsche Schaufenster gab, zu Fuß zurück und stieg erst dort in die U-Bahn hinab.

Im engen Zugang lärmte ein Trupp Jugendlicher mit und ohne Migrationshintergrund, und er hätte gern eine Dienstwaffe bei sich gehabt, denn es gehörte nicht gerade zu seinen Hobbys, sich niederschlagen zu lassen und auf dem nächstbesten Friedhof zu landen. Tapfer ging er weiter, um dann doch noch umzukehren und bis zum Bahnhof Holzhauser Straße zu laufen. »Lieber ein lebendiger Feigling als ein toter Held«, hatte sein Vater immer gesagt.

Im Vorhof der Justizvollzugsanstalt stand der Trupp seiner Studierenden und fror. Alle kamen sie vom Fachbereich 3 der Fachhochschule für Verwaltung und Rechtspflege, an der sich Mannhardt noch immer als sogenannter Nebenamtler um Lehraufträge im Fach Kriminalistik bewarb. Einmal bessernten die Honorare ihre Haushaltskasse auf, und zum anderen ersparte es ihm, zu Hause zu sitzen, Trübsal zu blasen und der allgemeinen Verkalkung anheimzufallen. Die jungen Men-

schen, allesamt Anwärter und Anwärterinnen für die Kommissarslaufbahn, hielten ihn geistig auf Trab, und manche Studentin sorgte dafür, dass er sich an unzüchtigen Gedanken erfreuen konnte. Mit anderen Worten, es war ein Job, den er gerne machte, und die ersten Semester führte er immer durch die Berliner Gefängnisse.

»Dies aus zweierlei Gründen. Einmal sollen Sie die Menschen kennenlernen, die meine Kollegen und ich schon zur Strecke gebracht haben, jeder Knacki ist ja ein Erfolgserlebnis für uns, zum anderen aber auch die Stätte erleben, wo der Verbrechernachwuchs ausgebildet wird, denn unsere Rückfallquoten sind immens. Und drittens, das ist immer das entscheidende Erlebnis, werden Sie bemerken, dass die Strafgefangenen ganz normale Menschen sind, zum Teil sogar außerordentlich sympathische Zeitgenossen. Da gibt es Mörder, meine Damen, die Sie gern zum Freund haben würden, so nett sind sie – und so ungemein männlich.«

Mannhardt, zu Hause immer unter Beschuss und wegen seiner kommunikationstechnischen Fehlleistungen vielfach getadelt, genoss den Beifall der Menge. Auch hier vor der JVA wurde geklatscht, als er um die Ecke bog.

»Tut mir leid, meine Damen und Herren, dass ich ein paar Minuten zu spät komme, aber ich musste erst noch einen Amokläufer überwältigen.«

»Womit denn?«

»Mit meinem Mundgeruch«, antwortete Mannhardt. »Ich hatte mir extra zwei Tage lang nicht die Zähne geputzt. Ich musste ihn nur anhauchen, schon hat er aufgegeben.«

»Dann schreiben wir also die nächste Klausur über den Mundgeruch als Waffe?«

»So ist es.«

Die gute Laune verging ihnen aber schnell, als man Mannhardt und seine Gruppe an der Pforte ebenso durchsuchte und

mit der Sonde abtastete wie jeden x-beliebigen Besucher. Auch wurden ihnen alle Handys abgenommen und eingeschlossen.

»Gott, ich bin EPHK a. D., und das hier sind alles werdende Kriminalbeamte!«, rief Mannhardt.

»Tut mir leid, wir haben unsere Vorschriften.«

»Schon gut«, sagte Mannhardt. »Dann kaufen wir uns unser Rauschgift nicht hier bei Ihnen, sondern irgendwo draußen im Park. So wäre es aber bequemer.«

Nachdem sie alle ihre Ausweise abgegeben und dafür Plastikkarten in Empfang genommen hatten, kam der Vollzugsbeamte, der für Führungen zuständig war, und begann, sie durchzuschließen. Es ging durch endlose Flure und über diverse Höfe, und immer wieder gab es Türen, die auf- und wieder zuzuschließen waren.

»Die Damen halten sich nachher besser die Ohren zu«, sagte Mannhardt. »Und alle passen auf, wenn Spritzen auf sie zugeflogen kommen, die mit Blut von HIV-Positiven gefüllt sind.«

Immer wieder kam es vor, dass empfindsame Gemüter nahe am Kollabieren waren, wenn sie dies hörten.

Natürlich gab es Gefangene, die von den Galerien spuckten, brennende Kippen durch die Fangnetze warfen und sich an den Studentinnen aufeilten, indem sie drastisch ihre sexuellen Wünsche kundtaten, aber die meisten grinsten nur, wenn sie die junge Kripo anrücken sahen.

Bei jedem Besuch in Tegel traf Mannhardt auf Langstrafer, die er durch seinen persönlichen Einsatz hinter Gitter gebracht hatte. Man gab sich die Hand und plauderte miteinander, als würde man durch eine alte Freundschaft verbunden sein. Da war keiner, der ihn hasste und ihm die Schuld daran gab, dass er lebenslänglich bekommen hatte.

So erschrak Mannhardt nicht im Geringsten, als ein eher unauffälliger Knacki auf ihn zukam und ihn am Jackett festhielt.

»Kann ich Sie mal einen Augenblick sprechen ...?«

»Ja ...« Mannhardt kam der Mann irgendwie bekannt vor, er hätte aber schwören können, keinen seiner speziellen Klienten vor sich zu haben.

»Ich bin der Karsten Klütz.«

»Ach ja ...« Mannhardt hatte die Daten schnell parat: Der Fußballer, der den Mann seiner Geliebten umgebracht hatte.

»Aber ich war doch nicht der, der Sie hierher ...?«

»Nein, das war Ihr Kollege Schneeganz.«

»Oh ...« Mannhardt mochte Schneeganz nicht besonders. Im inneren Monolog war er im Ordner Arschloch abgespeichert.

Klütz faltete die Hände wie zum Gebet und flehte Mannhardt an. »Bitte, Herr Kommissar, Sie haben doch jetzt Zeit genug: Gehen Sie meinen Fall noch einmal durch. Ich schwöre Ihnen bei Gott und bei allem, was mir heilig ist, dass ich den Mord damals nicht begangen habe. Ich habe alles aufgeschrieben, und stecke Ihnen meine Aufzeichnungen nachher schnell zu ... Dann können Sie alles rekonstruieren. Es war ein riesiger Irrtum damals. Bitte, retten Sie mich!«

Mannhardt nickte zwar, verstand das Ganze aber nicht, denn er konnte sich deutlich daran erinnern, dass Klütz damals vor Gericht ein umfassendes Geständnis abgelegt hatte.

»Bitte weitergehen!« Der Vollzugsbeamte, der sie durch die Teilanstalten, die Werkstätten und die Küche führte, schien es entweder eilig zu haben oder zu fürchten, gegen irgendwelche Vorschriften zu verstoßen.

Mannhardt wagte dennoch eine Frage. »Wer ist denn der zuständige Sozialarbeiter hier?«

»Frau Minder-Cerkez.«

Wie der Mann den Namen aussprach, verbarg er kaum, wie sehr er Frauen hasste, die Doppelnamen im Ausweis stehen hatten, und dass er diejenigen, die auch noch mit einem Türken

verheiratet waren, am liebsten sofort nach Anatolien ausgewiesen hätte. Überhaupt, diese ganze Sozialarbeiterscheiße.

»Kann ich Frau Minder-Cerkez mal sprechen?«

»Sie ist gerade in einer Sitzung.«

Mannhardt war alt genug, um sich in solchen Fällen nicht mehr aufzuregen. Als sie an der Zelle vorbeikamen, die als Beratungszimmer diente, prägte er sich den Namen ein: Margrit Minder-Cerkez, Diplompyschologin.

Im selben Augenblick stand Klütz hinter ihm und übergab ihm seine zusammengerollten Bögen wie einen Staffelstab. Der Vollzugsbeamte merkte nichts oder wollte nichts merken.

II. TEIL

(1998)

2.

Der kaum vom Winde bewegte Rauch stieg sonnenbeschienen auf und gab ein Bild von Glück und Frieden. Und das alles war sein! Aber wie lange noch? Er sann ängstlich nach ...

(Theodor Fontane, ›Unterm Birnbaum‹)

Rainer Wiederschein ging über die Frohnauer Brücke und genoss es, von vielen erkannt und mit Respekt begrüßt zu werden. Hier war er wer. Von daher war es richtig gewesen, die alte Villa am Graben der S-Bahn zu kaufen und den Umbau zu wagen. Gute Restaurants gab es viele im Berliner Norden, aber keines, das so war wie sein ›à la world-carte‹. Der Grundgedanke war frappierend einfach: Biete den Leuten unter einem Dach all das, was sie auf ihren Reisen rund um die Welt genossen haben. Seine Speisekarte war nach Art einer Weltkarte gestaltet und man konnte das bestellen, was für ausgewählte Metropolen, Küsten und Landschaften typisch war. Sein Lebenslauf war so exotisch, dass man ihm ohne Weiteres abnahm, dabei authentisch zu sein. In jeder Tageszeitung hatte es Porträts von ihm gegeben.

Wiederschein war am 14. April 1963 im Berliner Bezirk Schöneberg auf die Welt gekommen und hatte die ganze Jugend und Kindheit darunter gelitten, dass alles um ihn herum so furchtbar langweilig war: die Wartburgstraße, seine Eltern, seine Verwandten, seine Mitschüler. Alle waren zwar nett, aber eben furchtbar nett, das heißt, ungemein bürgerlich und bieder, spießig und langweilig. So hatte er sich zu seinem 16. Geburtstag an die Tür seines Zimmers ein selbst gemaltes Plakat angeheftet: ›Langeweile kann tödlich sein‹. Seine Eltern, ehrbare Beamte in

der Bezirksverwaltung, hatten das als Affront empfunden und sich fürchterlich darüber aufgeregt, weil sie meinten, er würde damit ihr Leben entwerten. Der Streit mit ihnen war im darauffolgenden halben Jahr derart eskaliert, dass er beschlossen hatte, das Gymnasium zu verlassen und auf das Abitur zu pfeifen. Stattdessen hatte er eine Lehre als Koch begonnen, aber auch die nicht zu Ende gebracht, denn jeden Tag von frühmorgens bis spätabends Gemüse zu putzen und am Herd zu stehen, war auch alles andere als spannend. Die Insel West-Berlin hatte ihn angewidert, und so hatte er seinen Rucksack gepackt, um rund um den Erdball zu trampen und das große Abenteuer zu suchen, sprich: das berühmte Glück am anderen Ufer, obwohl er sich sehr wohl darüber im Klaren war, dass es allein der Weg war, der zählte, nicht das Ziel. Mit dem Erreichen des Zieles begann immer schon das Unglück, das heißt, die Langeweile.

Das Aufzählen all seiner Stationen langweilte ihn, und er nannte, fragte man ihn, nur Indien, Nepal, die Fidschi-Inseln, Brasilien und Kentucky. Mal hatte er als Koch, mal als Kellner sein Geld verdient, manchmal auch Touristen geführt oder ganz einfach Geld geschnorrt, hin und wieder auch einer reichen Lady als jugendlicher Lover gedient. Damen dieser Art gingen nicht zur Polizei, wenn ihnen nach einer Nacht mit ihm ein paar 100 Dollar fehlten.

Er galt als liebenswerter Filou, wusste aber auch, dass ihn ein Schulfreund, der Psychologie studiert hatte, als einen Soziopathen bezeichnete, also als einen Menschen, der über einen oberflächlichen Charme und eine überdurchschnittliche Intelligenz verfügte, selbstzentriert und launisch war, weder Reue noch Schamgefühl aufzubringen vermochte und es nicht schaffte, tiefere Bindungen einzugehen und seinem Leben auf Dauer irgendeine Ordnung zu geben.

Wie auch immer, Wiederschein war 1994, im Alter von 31 Jahren also, nach Berlin zurückgekehrt, um an der Beerdi-

gung seiner Eltern teilzunehmen. Sie waren bei einem Auto-unfall ums Leben gekommen. Beim Leichenschmaus war er Angela Grabowski begegnet, einer jüngeren Bekannten seiner Mutter, von allen Äinschie genannt.

Äinschie war geschieden und hatte einen ziemlich schlechten Ruf, was ihm natürlich gefiel. Sie wohnte oben in Frohnau, und sie verabredeten sich für den nächsten Tag zu einem kleinen Spaziergang. Wiederschein war bis dahin noch nie in Frohnau gewesen, es fiel bei ihm in die Kategorie langweilig hoch drei. Als er aber mit Äinschie im Arm vor der halb verfallenen Villa an der S-Bahn stand, erging es ihm wie zu Zeiten Moses' oder Paulus', und er hörte eine Stimme, die ihm sagte, was er zu tun hatte: Hier erfülle dir deinen Traum, eröffne ein Restaurant und biete den Leuten all die Speisen an, die du auf deiner Reise um die Welt gekocht und gekostet hast.

So war die Idee zum Restaurant ›à la world-carte‹ entstanden. Das Startkapital hatte ihm Siegfried Schulz, ein Cousin seines Vaters, zu einem vergleichsweise geringen Zinssatz geliehen.

Als Wiederschein in seiner Straße angekommen war, ließ ihn das Aufheulen einer Kreissäge zusammenfahren. Auf einem der Nachbargrundstücke wurde gebaut, und die Arbeiter waren gerade dabei, die Bretter für die Verschalung des Kellergeschosses zurechtzusägen. Die Bodenplatte war schon gegossen, nun ging es langsam in die Höhe. Der Bauherr stieg gerade aus seinem BMW, um den Leuten auf die Finger zu sehen. Ein bisschen sah er aus wie der Chef der Deutschen Bank, war aber nur Volkswirtschaftsprofessor, wenn auch einer, der auf dem Sprung war, mit dem Titel ›Wirtschaftsweiser‹ geadelt zu werden. Noch war der Name Bernhard Schönblick nicht in aller Munde, aber lange konnte es nicht mehr dauern, bis die Fernsehteams anrückten und er das in die Mikrofone sprach, was ihm seine Hintermänner zugeflüstert hatten. Wiederschein hielt

den Mann, so wörtlich, für ›ein gekauftes Arschloch, das auch nicht mehr weiß als ein Student im ersten Semester‹, begegnete aber Schönblick mit ausgesuchter Höflichkeit, denn wenn der mit seiner Familie und seinen vielen Freunden auch nur zweimal im Monat ins ›à la world-carte‹ kam, dann trieb das den Umsatz steil in die Höhe. Man kam schnell ins Gespräch.

»Sie haben da einen wunderschönen Birnbaum in Ihrem Garten«, sagte Schönblick.

Wiederschein schmunzelte. »Tut mir leid, Herr Professor, aber der Birn- ist in Wahrheit ein Kirschbaum.«

»Schade«, sagte Schönblick. »Sonst hätten Sie Ihr Restaurant ›Unterm Birnbaum‹ nennen können und damit alle Berliner Fontane-Fans angelockt.«

Wiederschein sah da keinerlei Zusammenhang. »Wieso denn das?«

»Na haben Sie denn nie Fontanes Kriminalroman gelesen: ›Unterm Birnbaum‹?«

»Nee«, bekannte Wiederschein. »Ich kenne nur die Birnen des Herrn von Ribbeck zu Ribbeck im Havelland.«

»Ach, diese Bildungslücken!«, stöhnte Schönblick. »Da fällt mir wieder ein, dass ich um eins Prüfungsausschuss habe.«

»Hoffentlich verwechselt da keiner Äpfel mit Birnen«, sagte Wiederschein. »Oder Birnen mit Kirschen.«

Schönblick verabschiedete sich, um seinem Polier noch ein paar inquisitorische Fragen zu stellen, hätte aber auch sonst den Dialog nicht fortsetzen können, weil in diesem Augenblick Pfarrer Eckel dicht vor Wiederschein bremste und bei diesem gewagten Manöver fast vom Rad gefallen wäre.

Wiederschein lachte. »Sie hätten bei Don Camillo Rad fahren lernen sollen: Der konnte das besser, trotz seiner Soutane.«

Pfarrer Eckel hatte inzwischen seine Balance wiedergefunden und sah sich suchend um. »Ist meine Frau bei Ihnen?«

»Ihre Frau isst leider selten bei mir«, antwortete Wiederschein.

Pfarrer Eckel verzog das Gesicht. »So viel verdient ein Kirchenmann nun leider nicht.«

»Trotzdem betet *meine* Frau Sie an.«

»Sie soll nicht mich anbeten, sondern ... Wo steckt sie eigentlich?«

Wiederschein zuckte mit den Schultern. »Äinschie? Keine Ahnung. Wahrscheinlich wieder auf dem Friedhof. Aber wenn's ihr hilft ...«

Pfarrer Eckel schwieg einen Augenblick und kam ihm dann mit Hiob: »Siehe, selig ist der Mensch, den Gott straft; darum verweigere dich der Züchtigung des Allmächtigen nicht. Denn er verletzt und verbindet; er zerschlägt, und seine Hand heilt.«

Wiederschein wusste nichts damit anzufangen. Er hielt Eckel für einen geilen Bock, der sich nur so intensiv um Angela kümmerte, um sie ins Bett zu bekommen. Aber wenigstens war er kein Langweiler und machte außerdem viel Reklame für das »à la world-carte«, auch wenn er sich selbst nur selten im Gästeraum niederließ.

Pfarrer Eckel schwang sich wieder aufs Rad und entschwand in Richtung Fischgrundbrücke, während Wiederschein sein Gartentor öffnete und sich von hinten der Küche näherte, um zu sehen, ob seine Leute auch wirklich fleißig bei der Arbeit waren. Weit kam er nicht, denn seine Nachbarin zur Linken, die pensionierte Lehrerin Carola Laubach, stand am Zaun und tat das, was ihr bei Wiederschein den Spitznamen »Mrs. McKeif« eingebracht hatte.

»Sie haben ja Ihre Birke noch immer nicht gestutzt!«, keifte sie los. »Die Zweige ragen so weit auf mein Grundstück hinüber, dass sie meinen Pflanzen alles Licht nehmen.«

Vor drei Jahren war Carola Laubach pensioniert worden.

Die Amtsärztin hatte ihr ein ausgewachsenes Burn-out-Syndrom attestiert, aber auch einen nicht ausgeheilten Bandscheibenvorfall, eine beachtliche Migräne, ein beginnendes Asthma, eine ausgeprägte Arthrose in den Kniegelenken und noch einiges andere. Was nicht in ihrem Gutachten stand, war die Tatsache, dass Carola Laubach unter einer pathologischen Verbitterungsstörung zu leiden hatte, denn nie hatte sie dem Herrn, dem Schicksal, ihrem Leben oder wem auch immer verziehen, dass sie es nur bis zur Grundschullehrerin gebracht hatte und nicht zur Professorin für Germanistik oder auch für deutsche Literatur. Schon früh hatten ihre Schülerinnen und Schüler bei privaten Dialogen von ihr nur als der ›alten Hexe‹ gesprochen, und in der Tat nahm ihr Gesicht auch mehr und mehr die Züge einer Hexe an, wie man sie in gewissen Märchenbüchern findet. Progressive Eltern verboten ihren lieben Kleinen zwar, von Frau Laubach als der ›Hexe Laulau‹ zu sprechen, doch das hatte nur eine verstärkende Wirkung. Als ihr Mann mit 49 Jahren gestorben war, hatten ihn viele posthum zu diesem Schritt beglückwünscht, denn dadurch habe er sich nur verbessern können. Vielleicht hätte sie sich selbst therapieren können, wenn sie in die Politik gegangen wäre, denn dort konnten Charaktere wie sie sogar Senatoren werden, aber die Parteien waren ihr allesamt zuwider. Sie als Nachbarin zu haben, konnte jedem den Spaß am Grundstück verleiden.

›Wenn ich meinen ersten Mord begehe, dann trifft es mit Sicherheit Carola Laubach‹, war eine von Wiederscheins stehenden Wendungen, doch in Wahrheit ärgerte er sich über die verbitterte Lehrerin nur wenig, denn sie war nicht langweilig, und alles durfte bei ihm ein Mensch sein, nur nicht langweilig. Die Dialoge mit ihr machten ihm Spaß, und er suchte sie so zu gestalten, dass sie eine Chance gehabt hätten, für ein gutes Drehbuch zu taugen.

»Tut mir leid, Frau Laubach«, erwiderte er nach ein paar Sekunden des Nachdenkens. »Aber die Birke ist bei mir ein heiliger Baum, weil sie mich immer an Jane Birkin erinnert.« Und damit begann er, ›Je t'aime‹ zu summen.

»Das ist ja krankhaft bei Ihnen!«

»Gott, was soll ich machen, doch Sie wissen ja: Unter jedem Dach wohnt ein Ach, unter jedem Laub aber auch.«

»Ich werde zur Polizei gehen!«, schrie sie daraufhin.

Wiederschein grinste. »Ja, tun Sie das, Frau Laubach, Arbeit soll ja therapeutisch sehr sinnvoll sein, aber Sie haben bestimmt keine Chance, bei der Polizei genommen zu werden, und beim Ordnungsamt auch nicht. Bei Ihrem Alter und Ihren vielen Krankheiten ...«

Carola Laubach verschwand in ihrem Haus und warf die Eingangstür krachend hinter sich ins Schloss.

Wiederschein erinnerte sich an das, was ihm verfeindete Klassenkameraden immer hinterhergerufen hatten: ›Wiederschein, Wiederschwein!‹ Wieder Schwein zu sein, machte ihm Spaß. Penetrant gute Menschen waren ihm zuwider, das Morbide und das Böse fand er wesentlich anziehender, und er war sich durchaus bewusst, dass er eines Tages auch einen Mord begehen konnte, es steckte halt so in ihm drin. Und wenn dem so war, dann gehörte es zu seiner Selbstverwirklichung. Das war ja inzwischen das höchste Ziel eines modernen westlichen Menschen, obwohl das Beispiel Adolf Hitler gezeigt hatte, was das für katastrophale Folgen haben konnte.

Von der Straße her hörte er laute Stimmen, es wurde gelacht und gelästert. Das konnten nur die drei Tennisspieler sein, die vom Match oben am Poloplatz kamen und ein bisschen essen und trinken wollten, ehe sie in ihre Büros zurückkehrten. Und richtig, es waren Robert Orth, Inhaber einer mittelständischen Firma, die mit ihrem Autozubehör gut im Geschäft war, Arne